

# Ins Leben! [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573486>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ins Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fünfte Fortsetzung).

## Elftes Kapitel.

Auf dem Balkon stand Anna und half dem Vater die Rebe, die die ersten grünen Schosse zeigte und biegsam im Saft über die Brüstung hieng, an den Drähten hinaufziehen.

Noch wehte ein kühler Wind, aber jenes furchtbare Frühlingsgewitter war längst verrauscht, und die Sonne leuchtete wieder wie zuvor. Als sei ewig Ostern, stieg

sie alltätlich tanzend über dem Zürichberg empor und überflutete Stadt und See mit goldenem Glanze. Auf dem Balkon lag sie und sandte eine breite Lichtbahn in Vientharts Zimmer. — Anna reckte sich und hielt dem Vater, der auf dem Stuhle stehend, eine Ranke befestigte, das letzte Nestchen Bast hin, dann trat sie in die Stube zurück und machte sich zu thun, indem

sie staubwischend ab und zu gieng. Herr Sieber hatte in seiner stillen, verhaltenen Art die Arbeit vollendet, blinzelte wohlgefällig zu dem Werk seiner Hände empor, rückte das Käppchen zurecht, das er auf dem Scheitel trug und sagte:

„So, so, nun mag sie wieder wachsen, bis sie wie ein grüner Mantel über dem Balkon hängt.“

Anna lachte und rief:

„Du wirst poetisch, Vater.“

Da ließ der Vater beinahe den Stuhl fallen, den er soeben über die Schwelle hob:

„Ein Kassier und poetisch, das hat nicht einmal ein Staatschreiber vermögen, ohne seines Amtes müde zu werden.“

„Ja, ja Meister Gottfried Keller. Ich weiß schon,“ erwiderte die Tochter und sah lächelnd zu ihm auf.

„Ich bitt' dich, Anna, wie manchmal hab' ich schon mit ihm im gleichen Lokal gefessen im „Pfauen.“

„Schon gut, das erzählst du jedem.“ Lachend hieng sie sich an seinen Arm.

„Aber er ist immer länger geblieben als ich,“ fügte er hinzu und lächelte nun selbst.

Und damit löste er sich von ihr und schritt zur

Thüre hinaus. Anna sah ihm eine Weile nach, und ihre Gedanken irrten zu dem hinüber, in dessen Zimmer sie sich befand. Seit Tagen hatte sie Hans nicht mehr gesehen, aber sie hatte die Empfindung, als sei eine Veränderung in ihm vorgegangen und da ihr dies auch jetzt wieder befiel, blickte sie sich um, gleich als vermöchte ihr die Umgebung Auskunft zu geben.



Schlittenpartie. Gemälde von Rud. Koller (1892). Im Besitze des Bundes.  
Phot.: Polygr. Institut Zürich.

Es war alles wie sonst. Nur auf dem Schreibtisch lagen die Papiere und Hefte augenscheinlich vernachlässigt untereinander. Einige Blätter waren kreuz und quer mit abgebrochenen und wieder durchgestrichenen Zeilen beschrieben und eines sogar mit ungeduldigem Bleistift so hart überstrichelt, daß das Papier an verschiedenen Stellen gerissen war. Anna wagte nicht die Worte zu lesen, die so mißraten zu sein schienen, sondern schob die Bogen hastig zusammen und strich mit scharfer Hand darüber.

Auf einmal riß sie die Hausklengel mit lebhaftem Anschlag aus der träumerischen Stimmung. Sie zauderte einen Augenblick, ungewiß, ob sie auf den Balkon eilen oder das Zimmer verlassen sollte. Aber schon wurden

Stimmen im Flur laut, und als sie die Thür öffnete, kam die Magd die Treppe herauf und trug eine kleine Postkiste vor sich her. Es war ein Paket für Hans Lienhart. Anna nahm es in Empfang und stellte es auf den Tisch. Sie erkannte auf der Begleitadresse die Handschrift von Frau Lienhart, die ihr Hans einmal gezeigt hatte.

Ueber dem Pakete kamen ihr nun wieder die beschaulichsten Gedanken und sie verweilte sich dabei. Sie überlegte, was ihm die Mutter wohl geschickt haben könnte und dann, warum sie ihm wohl gerade heute das Paket sandte. Endlich ergriff sie die Begleitadresse und las die Aufschrift. Doch die verriet nichts. Aber immer stärker bemächtigte sich des Mädchens das Gefühl, auch etwas zu thun für Hans, ihm auch ein Liebeszeichen zuzuwenden, und nachdem sie nochmals die Stühle zurecht gerückt und den Arbeitstisch abgestaubt und auch darin keine Befriedigung gefunden hatte, verließ sie langsam, wie widerstrebend das Zimmer. Es war ihr plötzlich traurig zu Mute und am liebsten hätte sie sich in ein Winkelchen zurückgezogen, um zu weinen. Das war so über sie gekommen, und als sie die Mutter forschend anblickte und besorgt fragte:

„Was ist dir, Anna?“

da schossen ihr auch schon die Thränen in die Augen. Aller Kraft bedurfte es, sie zum Stillstand zu bringen und eine beruhigende, ausweichende Antwort zu geben. Und mit beklommener Brust gieng sie wohl eine Stunde umher, bis die Mutter sie aufforderte, die Blumen auf dem Blumentisch zu begießen. Da, als sie aus dem alten, verbeulten Gießkännchen Azaleen und Hyazinthen tränkte, flog plötzlich eine helle Röte über ihr Antlitz, und ein warmes Gefühl schwellte ihre Brust. Zugleich aber goß sie in der Zerstreung so viel Wasser in den kleinsten Blumentopf, daß es überlief und plätschernd vom Ständer auf die Dielen sprang. Doch Anna lachte nur und beruhigte die Mutter, die aufgereggt nach dem Scheuertuch rief. Sie sprang lachend in der Küche, nahm der Magd das Tuch aus der Hand und trocknete die Vache auf, dann aber eilte sie unter einem Vorwand aus der Stube und in den kleinen Garten, in dem weißer und lilafarbener Flieder blühte und eine Reihe purpurroter Tulpen stand. Mit geschickten Händen fügte Anna den buschigen Flieder und die steifen Tulpen zu einem Strauß und dabei war sie so köstlicher Laune, daß sie im Uebermut ein englisches Selbstgespräch hielt. Sie wunderte sich selbst, wie schnell ihr die Vokabeln gehorchten und Satz sich an Satz fügte. Als der Strauß geordnet war, gieng sie an das Küchenfenster und klopfte an die Scheibe, um ein großes Glas zu verlangen, aber ein besserer Einfall ließ sie nicht auf Antwort warten. Ohne auf die Magd zu hören, die das Fenster geöffnet

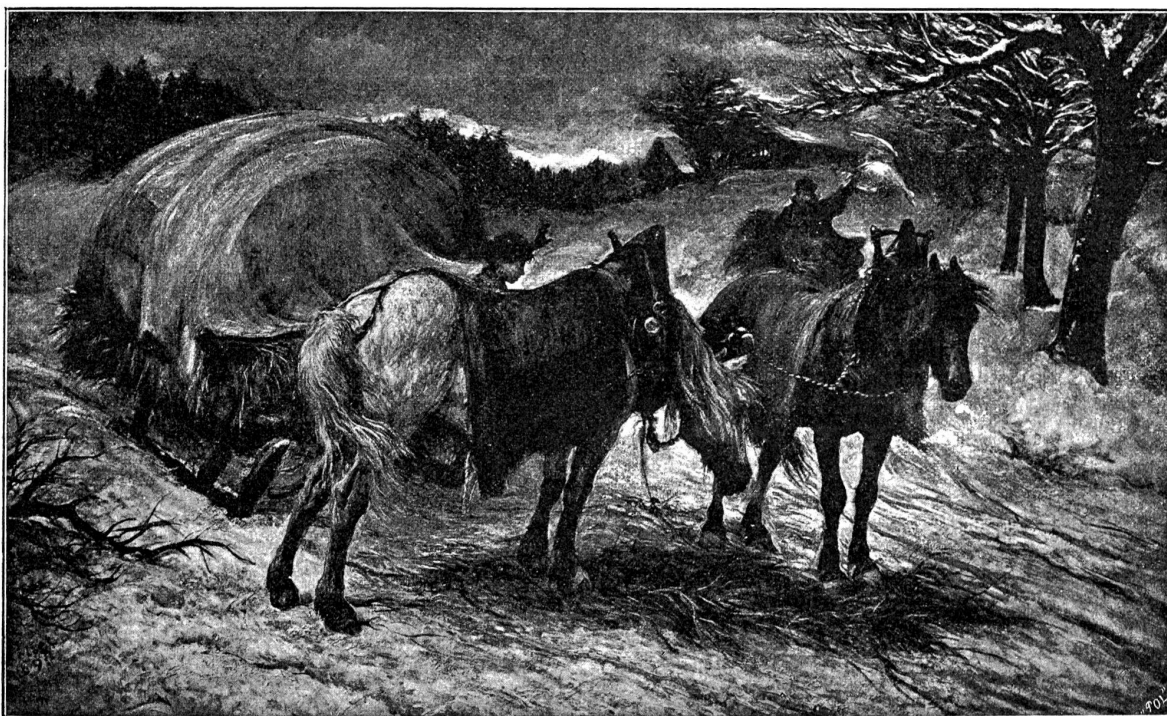
hatte und, an einen Schabernack glaubend, ihren Uebermut schalt, eilte sie in das Haus und in ihr Zimmer. Hier stand eine kostbare Vase mit buntem Zierat versehen. Anna füllte das Brunkstück ihres Mädchenstübchens mit Wasser und stellte die Blumen hinein. Vorsichtig, auf den Zehen, stahl sie sich die Treppe hinauf und setzte die blühende Spende auf Lienharts Tisch nieder. Sogleich verbreitete sich der Wohlgeruch des Flieders in dem sonnenhellen Zimmer. Im Vorbeigehen strich Anna über das Postpaket der Mutter und lächelte. Erst später wurde ihr bewußt, daß sie mit einem Gefühle des Triumphes an das Kistchen gerührt hatte. Kaum aber war sie im Erdgeschoß angelangt, so öffnete Hans Lienhart die Hausthüre, und sie hörte seinen Schritt auf der Treppe. Da reute sie plötzlich, was sie gethan hatte, und in Unruhe und in wechselnden Empfindungen vergieng ihr der Tag.

Erst nach einer Weile wurde Hans das Paket gewahr, das auffällig genug auf dem Tische lag. Und als er sich darüber bückte, um die Schnüre zu lösen, umschmeichelte ihn der Fliederduft. Da tauchte der Park mit dem Teich vor ihm auf und dann das kleine Haus am Bach. Aber jener Park war leer, und auch das andere Bild hielt nicht stand. Ungeduldig zerrte er an den Schnüren und schob das kupferne Papiermesser in die Fugen der Kiste, um den Deckel zu öffnen. Eine Anzahl leichter Sommerstrümpfe quoll ihm entgegen und kugelte paarweise ineinandergesteckt über den Tisch. An einem Paare hieng, mit einer Stecknadel befestigt, ein Brief der Mutter.

Eine gewisse Nüchternheit bemächtigte sich Lienharts und er las das Schreiben, in dem mehr Fragen als Thatfachen standen, mit stiller Andacht. Wichtig aber lebenswürdig erschienen ihm die Zeilen, in denen von kleinen Begebenheiten berichtet wurde, und dazu rechnete er auch die flüchtige Bemerkung, daß der Vater mit Professor Groll täglich größere Spaziergänge unternähme. „An der Giebelwand unseres Hauses blüht der Flieder“ schrieb Frau Lienhart und fragte, ob es denn in der Schweiz auch schon Frühling sei. Die Erwähnung des Fliederbaums, der am Bachufer wuchs, erinnerte Hans an den Duft um ihn her, und nun gewahrte er aufblickend den frischen Strauß. Er erstaunte nicht und dachte gar nicht daran, wer sein Zimmer so geschmückt haben könnte, aber er vergrub das Gesicht in den Blumen, die ihm die Wangen kühlten und bei der Berührung eine Wolke von Duft aushauchten. Und mit einem leisen Ruf, wie von einem Schläge getroffen, fuhr der junge Mann auf. Im Blumenduft war ihm ein Frauenbild erschienen, so lebendig, daß er seinen Atem zu spüren, seine Wangen zu fühlen glaubte. Er war wie im Fieber. Wieder wogte das leidenschaftliche Gefühl, das er seit wenigen

Wochen in sich trug, flutend auf und drohte sein Wesen mitzureißen. Ihre Wünsche wurden in ihm laut, und vergessen war alles um ihn her. Der Brief seiner Mutter lag zerknittert unter dem Inhalt des Pakets, und auch die Blumen, auf die er starrte, waren ihm nicht sichtbar, denn er sah mit blicklosen Augen vor sich hin. Und jetzt tastete er nach der Brust, stockte und zog dann einen in Seidenpapier gehüllten Schleier hervor. Den betrachtete er und ließ sich in der Sofaecke nieder, um ihn im Spiele zu glätten und zu entfalten. Es war ihm, als trügen ihn rhythmische Klänge empor. Er breitete den Schleier über das Gesicht und schloß die Augen. Ein süßes Parfüm, das er nicht zu benennen wußte, entströmte dem Gazeflor.

Korinna Venky erschien ihm, ihr Lachen schlug an sein Ohr, das nämliche vom Sturm zerpfückte Lachen, das an ihm vorüber geklungen war, als er die Schauspielerin in das Theatergebäude geleitet hatte. Da war auch der Schleier in seiner Hand geblieben. Und jetzt entbrannte wieder der Kampf in seinem Innern, und er fragte sich zum hundertsten Male, ob er ihr den Schleier zurückbringen oder ihn bewahren solle. Heute aber reifte ein Entschluß in seinem Herzen, der von heimlichen Wünschen begleitet war. Die Blumen auf dem Tische, die er jetzt, als er die Augen aufschlug, in der vergoldeten, in der Sonne blinkenden Vase vor sich stehen sah, hauchten ihm einen glücklichen Plan ein, und mit dem Plane wuchs seine Kühnheit und er sprang auf,



Zigeuner. Gemälde von Rud. Koller (1891). Im Besitze des Künstlers. — Phot.: Polygr. Institut Zürich.

riß die Handschuhe aus der Schublade, nahm den Hut und verließ das Haus. Bei dem Luftzug, der von der hastig geöffneten Thür zu dem Balkonfenster strich, flog der Brief der Mutter von dem Tische auf die Dielen.

Mit pochendem Herzen und von leidenschaftlichen Wünschen begleitet, eilte Hans den nächsten Weg hinab in die Stadt. Er sah nicht rechts noch links, sondern gieng hastig über die Münsterbrücke, bog in die Poststraße ein und trat in die Blumenhandlung im Zentralhof. Auf seine Weisung hin wurde ein kostbares Bouquet gebunden. Nur einen Augenblick störte ihn der Gedanke, daß die Ausgabe seine Börse ungeheuer erleichtern mußte, dann zog er den Schleier Korinnas aus der Tasche,

gab sich ein weltmännisches Ansehen und ersuchte die Verkäuferin, den Flor in hübscher Anordnung an dem Bouquet zu befestigen. Gleichzeitig bat er um Tinte und Feder und schrieb, mitten unter den verstreut auf der Marmorplatte liegenden Blumenresten auf ein Kärtchen:

„Der Sturm trug mir den Schleier zu  
Aus deiner Lockenfülle.  
Ich send' ihn wieder. Sieh', er dient  
Auch heut' als Blumenhülle.“

In kräftigen Zügen schrieb er den Vers, den er auf dem Wege ausgesonnen hatte, verschloß das Billet in einem Couvert, das ihm das Fräulein gab und setzte



den Namen Korinnas darauf. „Ich weiß schon“, sagte die Verkäuferin, „in der Seefeldstraße. Es wird sogleich besorgt werden.“

Lienhart erlegte den Preis und gieng. Die Adresse, die die Verkäuferin beiläufig erwähnt hatte, war ihm im Gedächtnis geblieben und unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach dem Seefeld. Vor ihm her rollte langsam die Pferdebahn, in den Anlagen am See prasselte ein künstlicher Regenschauer aus den Hydranten über die Blumenbeete. Hans sah in angenehmer Zerstreuung im Vorbeigehen auf den Regenbogen, der sich im Wasserstaub bildete, und dennoch siebte er bei jedem Schritt, der ihn seinem Ziele näher brachte.

In der Seefeldstraße waren die Jalousien an den Häusern niedergelassen, denn die Sonne lag heiß auf dem Pflaster. Hans blickte forschend umher. Ein Stich fuhr ihm durch das Herz, körperlich schmerzhaft, und sogleich verbreitete sich eine flutende Wärme durch seine Adern. Er hatte das Haus gefunden. Schnell schritt er vorüber, kehrte um und überquerte die Straßenbreite, um auf dem andern Trottoir den Weg nochmals zu gehen. Das Haus lag wie unbewohnt in der Sonne. Im Vorgärtchen grünte und blühte es, und durch das Gitterthor sah Hans in einen wohlgepflegten Garten mit zierlichen Blumenbeeten. Immer wieder kehrte er um. Nicht als ob er seinem Plane gefolgt wäre, alle bestimmten Absichten waren ihm entschwunden; wie in einem Traum befangen, umwandelte er das Haus.

Da tauchte in der Ferne ein Mädchen auf, das einen weithin leuchtenden Blumenstrauß trug. Hans warf sich in ein Nebengäßlein. Als die Schelle geläutet wurde, hätte er aufjauchzen mögen im Bewußtsein, daß Bouquet, Schleier und Billet ihr nun überreicht wurden. Und plötzlich wuchs wieder die Kühnheit seiner Leidenschaft, er verließ das Versteck und kehrte in die Straße zurück. Im nämlichen Augenblick aber trat Fräulein Lenky aus dem dunkelgrün verschatteten Hintergrund des Gartens und hielt die Blumen in den Händen. Über das Bouquet hinweg erblickte sie den Jüngling, und lebhaft rief sie:

„Ach, wie lieb von Ihnen! Aber wollen Sie nicht ein wengerl hereinspazieren!“

Sie hatte die Pforte geöffnet und sah ihn zärtlich an.

Hans stammelte einige verwirrte Worte und trat ein.

Sie schritt neben ihm her in den Garten, der sich hinter dem Hause wie ein Keil in das große Landgut hineinschob, auf dessen Grenzgebiet eine Anzahl stattlicher Waldbäume wuchsen, die ihre langen Schatten über den Rasen und die Blumenbeete warfen. Auf der Steinbank, die im spitzen Winkel, am Ende des Gartens angebracht war und von zwei Putten aus Steingut

artig flankiert wurde, nahm Korinna Platz und raffte ihr Kleid zusammen, als wollte sie ihm auf der breiten Bank Raum schaffen. Wenn Fräulein Lenky lächelte, sah Hans ihre weißen Zähne schimmern, und wenn dann das feuchte Rot ihrer Lippen sich über die Rosen neigte, um das süße Bouquet zu küssen, wie sie scherzend sagte, dann vergaß er Rede und Antwort. Korinna lenkte das Gespräch nach Belieben, aber stets wußte sie seine Aufmerksamkeit auf das zierliche Spiel zu beschränken, das sie vor ihm entfaltete. Es war ihr so angenehm hier zu sitzen in dem wohlgepflegten Garten und einen Anbeter vor sich zu wissen, der sie mit den Blicken verzehrte, ohne sie zu berühren. Und weil sie wußte, daß sie heute vorteilhaft aussah, daß das zärtliche Gefühl, das sie für ihn empfand, ihre Wangen jugendlich färbte, so brauchte sie aus Freude am Spiel ihre kleinen Künste mit vollkommener Unbefangenheit. Und dabei fühlte sie, wie eine artige Aufregung und lebhaftere Regungen sich ihrer bemächtigten. Es war wie eine leichte Trunkenheit, die an seinen Blicken entzündet ihre und seine Sinne umfieng.

Ihr Gespräch flatterte unstät umher, Hans hatte von jenem Theaterabend erzählt, aber sie war ihm ins Wort gefallen:

„Gehen's, lassen's das Theater. Ich mag schon gar nicht mehr daran denken. Meine Garderobe ist schon gepackt.“

„Sie gehen fort?“

„Ins Sommerengagement. Da spiel' ich feiche Sachen, die Cyprienne und Hasemanns Töchter, alle drei, wenn's sein muß.“

„Und wann gehen Sie fort, Fräulein?“ fragte er. Seine Stimme klang so bang, daß Korinna mit grauer Lust erwiderte:

„Auf den Mai, gleich wenn ausgespielt ist.“

Hans antwortete nicht, aber er sah sie unverwandt an. Da beugte sie sich zu ihm hinüber und flüsterte:

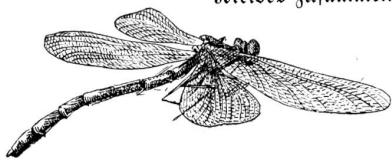
„Unserens hat halt keinen Stand und dann, 's ist ja nit weit. Ich hab' Kontrakt gemacht nach Baden, hier dicht bei.“

Immer deutlicher mischte sich die österreichische Mundart in ihre Sprache, aber es klang zärtlich von ihren Lippen und gefiel Hans. Und dennoch, trotz des vertraulicheren Tones, sah er wie zu einer Überlegenen zu ihr empor. Nicht, weil sie etliche Jahre älter war, daran dachte er gar nicht, sondern weil sie ihn so leicht hin behandelte. Der Vers auf dem Billet machte ihr Freude. Sie hatte ihn mit pathetischem Ausdruck gelesen und dann das Kärtchen in den schmalen Ausschnitt ihres hellen Kleides geschoben, alles etwas absichtlich, sich bekannte Regievorschriften zum Muster nehmend. Obwohl Hans sich zuweilen darüber ertappte, daß ihm

dies oder jenes die Stimmung zu stören schien, geriet er doch tiefer und tiefer in ihren Bann. Sie saßen jetzt dicht bei einander auf der Bank, ein wenig nach links gerückt, weil die Sonne zwischen den Bäumen herabschien.

Korinna lehnte sich zurück und schloß die Augen, aber durch den Lidspalt blinzelte sie unter den Wimpern, an denen kaum wahrnehmbar ein zarter Puderstaub haftete, zu ihm herüber. Er fühlte den Blick. Und nun hob sie das Bouquet, das in ihrem Schoße gelegen hatte, und las die entblätterten Rosen aus den Falten ihres

Kleides zusammen. Er sah dem Spiel ihrer beringten Finger zu, und plötzlich kam mit zwingender Gewalt die Luft über ihn, diese Hand



zu küssen. Das junge Weib glaubte seine Gedanken erraten zu haben, lachte und warf ihm die gesammelten Rosenblätter neckisch ins Gesicht.

„Gott, sind Sie ein lieber Mensch!“

Und da lag er auch schon vor ihr auf den Knien und stammelte mit bebenden Lippen:

„Ich hab' Sie grenzenlos lieb.“

Und er haschte nach ihrer Hand. Sie erwehrte sich seiner, indem sie den Blumenstrauß als Schild gebrauchte. Aber auch dies war nur ein Scheingefecht, doch die Rosen und die Maiglöckchen wurden zerpfückt und zerrissen, bis er sich des Straußes bemächtigen konnte. Er warf ihn auf die Bank und stand nun, vom Kies emporgeschnellert, über Korinna gebeugt.

„Gehen Sie, Sie Wilder!“

Sie sagte es lächelnd, aber ihre Hände drängten ihn nun entschieden zurück. Und als er noch einmal wiederholte, er liebe sie, da stand sie auf.

„Sie sind nit artig. So etwas sagt man nit zweimal, eh man eine Antwort verlangt hat.“

Doch als er, nach einem Augenblick der Bestürzung die Arme nach ihr ausstreckte, um sie an die Brust zu reißen, da entzog sie sich ihm, raffte geschickt das Bouquet auf, faßte ihr Kleid und eilte über den Rasen. Hinter einem verblühten Tulpenbeet stand sie still und rief:

„Ein Glück, daß niemand zu Hause ist und die Bäume so hoch gewachsen sind. Aber jetzt gehen Sie schön. Ich bitt' Ihnen.“

Aber der Inhalt dieser kurzen Rede vergrößerte seinen Wagemut, und im Sprunge hob er sich über das Beet. Mit einem leichten Aufschrei entfloß sie. Unter dem Vorbau des Hauses holte er sie ein, und ehe sie sich seiner erwehren konnte, küßte er sie einmal und noch einmal auf den Mund. Jetzt aber riß sie sich heftig los und sagte mit schwer atmender Brust:

„Das ist nit schön von Ihnen. Da — nehmen's Ihre Blumen nur gleich wieder mit.“

Und sie drückte dem Fassungslosen den Strauß in die Hand, öffnete die Thüre, glitt über die Schwelle und schob den Riegel vor.

„Korinna,“ rief er flehend. Ein perlendes Lachen antwortete seinem Ruf, dann sah er, durch die bunten Scheiben der Glashüre blickend, wie sie langsam die Treppe hinauffstieg. Noch eine Weile stand er vor der verschlossenen Thüre. Auf einmal kam ihm ein wahnwitziger Einfall. Er trat über den Garten zurück und maß die Höhe bis zur Veranda, die an das Haus angebaut war, mit prüfenden Blicken. Und schon schickte er sich an, an einem Pfeiler emporzuklettern, als sich ein Fenster öffnete und die Schauspielerin auf der Veranda erschien.

Er sah zu ihr hinauf und mühte sich umsonst, das richtige Wort zu finden.

„Na, ich will wieder gut sein, gehen's her, werfen Sie mir das Bouquet herauf.“

Lächelnd streckte sie die Arme aus, das Gesicht ein wenig abwendend, um nicht getroffen zu werden.

Hans warf nicht. Aber er trat dicht unter die Veranda, so daß sie auf ihn herabsah und flüsterte hinauf:

„Erst will ich Ihre Antwort wissen. Ob Sie mir gut sind?“

„Gut,“ erwiderte sie und dehnte das Wort, „ei ja, warum denn nicht. Sie sind ein lieber, frischer Mensch.“

Und als sie sah, daß ihm die Antwort nicht genügte, fuhr sie schneller fort:

„Also gut, ich hab' dich lieb, du kecks Mandl. Schick' mir das Bouquet. Bitte, bitte.“

Sie bat drollig wie die Naive, aus deren Rollen sie herausgewachsen war, und Lienhart schleuderte den Strauß auf die Veranda. Sie hob ihn auf, drückte ihn an die Lippen und rief:

„Auf Wiedersehen. Hier den Schleier können Sie als Andenken behalten.“ Das Flortüchlein schwebte herab, und Hans fieng es auf.

Oben klirrte ein Fenster, dann ward es still. Endlich besann sich der Jüngling auf seine Umgebung. Er holte seinen Hut, der neben der Steinbank im Kies lag und verließ den Garten.

Welche Straßen er gegangen war, wie er den Heimweg zurückgelegt hatte, all das wußte er nicht, als er sich in seinem Zimmer wiederfand. Noch jagte sein Blut wie gepeitscht durch die Adern, und die Spannung seines Wesens war so groß, daß er sich von keinem Gedanken Rechenschaft geben konnte. Er wollte arbeiten und konnte nicht. Um seine Stirn lag ein eisernes Band, das schnürte alle bunten, grell aufblitzenden

poetischen Einfälle zu Tod, ehe sie recht Leben gewonnen.

Der Kliederduft that ihm weh, er nahm den Strauß aus der Vase und warf ihn auf den Balkon. Daß die Sendung der Mutter bereits in die Schubladen verteilt und der Brief unter dem Briefbeschwerer auf dem Schreibtisch lag, nahm er nicht in Acht. Er war wie im Traume, anfänglich glücklich, aber dieses Glücksgefühl trieb ihn rastlos um, wie einen Verdammten.

### Zwölftes Kapitel.

Er war aufgesprungen und hatte den Bleistift weggeworfen. Die Stirne drückte er an die Scheibe, sah in den Frühmorgen hinaus, der silbergrau gesponnenen Duft über die Ferne gebreitet hatte und wiederholte die Strophe noch einmal:

«Avez-vous vu dans Barcelone  
Une Andalouse au sein bruni,  
Pâle comme un beau soir d'automne?  
C'est ma maitresse, ma lionne!  
La marquesa d'Amaëgui.»

Von dem Klangreiz dieser Strophe konnte sich Hans seit einer Stunde nicht befreien. Und nun stand er, von dem leidenschaftlichen Wogensschlag der Dichtung Muffets umklungen, am Fenster und sah in den Morgen. Ein feiner, perlender Mairregen gieng nieder, warm und lautlos, sich gleichsam einschmeichelnd mit seinem Raß in Baum und Strauch. Der Zürichberg lag in weiche Nebel gebettet, aber eine sanfte Helle erfüllte gleichwohl Berg und Thal, so daß die feuchten Schieferdächer metallisch glänzten.

Endlich richtete sich Vienhart auf, um an die Arbeit zurückzukehren, und als er vor dem Tische stand, auf dem neben dem Kollegienheft Muffets Dichtungen aufgeschlagen lagen, da fühlte er einen Strom neuer Schaffenslust durch seine Adern fließen, und er nahm die Arbeit wieder auf. Und endlich von dem Banne der Strophe aus der „Andalusterin“ und den Variationen, die er um dieses Thema geschlungen hatte, befreit, fand er Sammlung genug, die Studie über die französische Romantik fortzusetzen. Aber nach einer Weile tanzte ein blasser Sonnenstrahl herein und malte einen zitternden Kreis auf das Kollegienheft, und Hans schnellte abermals vom Stuhle empor und rezitierte mit lauter Stimme:

«Allons mon page, en embuscades!  
Allons! la belle nuit d'été!  
Je veux ce soir des sérénades,  
A faire damner les alcades  
De Tolose au Guadalété.»

Noch stand er mit zurückgeworfenem Haupte, da klopfte jemand an die Thüre. Einem Blitze gleich durch-

suchte ihn der Gedanke, draußen stehe ein Liebesbote von Korinna, die er nur flüchtig wiedergesehen hatte. Und mit bebender Stimme rief er „Herein!“ Die Magd brachte ihm einen Brief. Ein Blick auf die Adresse, und der Glanz in seinen Augen erlosch. Das Schreiben kam aus Colmar, und die Handschrift war die seines Vaters. Aus erregter Stimmung gerissen, öffnete Hans das Couvert mit einem Gefühle des Unbehagens und las mit einem Anscheine von Gleichgültigkeit die schön geschriebenen Zeilen, aber über dem Lesen überkam ihn blasse Angst, und seine Blicke fuhren unruhig über das Papier. Er sammelte sich und las noch einmal, langsam, methodisch: „Ich will dir nicht verhehlen, daß man auf dich zählt. Es ist auch wohl deine Schuldigkeit, dich in diesem Augenblicke an die Seite Berenas zu begeben und ihr tout cavalièrement deine Dienste anzubieten. Wir sind hier machtlos am Bette eines alten Freundes, der sich nicht mehr halten läßt. Vor drei Tagen giengen wir noch spazieren, einen Lieblingsweg des Professors, an dem Wasser der Ill entlang, wo die Uferpflanzungen so freundlichen Schatten spenden. Es war freilich spät, als wir heimkamen, aber ich hatte ihm noch gesagt, er sollte sich doch der Abendkühle nicht aussetzen und nun in sein Zimmer gehen. Ich bin dann nach Hause gegangen. Am andern Morgen klopfte uns seine alte Magd aus dem Schlafe, der Professor liege sterbenskrank im Bett und fenne sich nicht mehr aus. Mutter schickte zum Arzt, und ich gieng voraus, um mich von dem Zustand des Kranken zu überzeugen. Leider war der Augenschein wenig tröstlich, und Dr. Differ bestätigte, daß das Befinden zu großen Befürchtungen Anlaß gebe. Wie es gekommen war? Er hatte sich, ermüdet von dem Spaziergang, auf die Veranda gesetzt, ehe er in das Zimmer hinauffstieg. Hier aber war er, von einer jener plötzlichen Ermattungen befallen, die sich seit einem Jahre gezeigt haben, eingeschlafen. Ueber eine Stunde hat er hier geschlummert, bis die Magd ihn suchte. Ich hab' so schön geträumt, der Park wird nicht abgeholt werden,“ hat er gesagt, als sie ihm Vorstellungen machte und ist dann ins Haus gegangen. Bald darauf klagte er über Kälte und legte sich ins Bett. Sophie hat dann noch einmal nach ihm gesehen, ehe sie in die Kammer gieng, aber er lag und las bei der Lampe und sah munter aus. Am Morgen fand sie ihn im heftigsten Fieber.

Ich schreibe dir dies, um dich zu orientieren. Mutter hat gleichzeitig an Fräulein Beerli geschrieben, aber ich fürchte, sie werde in der Aufregung nur flüchtige Mitteilungen gemacht haben. Du wirst dich, wie ich annehme, sofort zu Fräulein Beerli begeben und dich den Damen dienstbar machen. Mit Geld für die Reise dürftest du noch versehen sein.



Im Frühling. Gemälde von Rud. Koller (1894). Im Besitze des Künstlers. — Phot.: Fotogr. Institut Zürich.



Willst du der Krankheit einen Namen geben, so nenne sie immerhin Lungenentzündung. Der Komplikation, die durch das Herzleiden des Professors herbeigeführt worden ist, brauchst du ja keine Erwähnung zu thun. Du hast nun Gelegenheit, leider schmerzliche Gelegenheit, zu beweisen, daß dir Professor Groll und Berena näher stehen, als (hier waren einige Wörter peinlich genau durchgestrichen und schraffiert worden, so daß man sie nicht mehr entziffern konnte. Dann hatte Lienhart einen Absatz gemacht und mit folgenden Worten geschlossen:)

„Wie dem auch sei, sieh' zu, daß die Damen deine Unterstützung nicht vermissen. Berena wird ihren Vater sehen und sprechen wollen. Das arme Kind!“

Hans starrte blaß auf den Brief. Der Name Berena stürmte, wie von einer Glocke geschlagen, laut in seinem Innern, und plötzlich wurde ihm bewußt, wie weit das Leben ihn schon von ihr weggeführt hatte. Dann preßte ihm die Nachricht von der Auflösung des Professors, denn kein Zweifel, er war am Ende seines Lebens, das Herz zusammen, und in diese Wirrnis drängte sich seine Leidenschaft für Korinna, ohne die seine Gedanken nicht mehr sein konnten und deren Bild in allen seinen Vorstellungen und Gefühlen gebieterisch Platz heischte. Und er wartete ja auf ein Zeichen von ihr, denn sie hatte ihm ein solches bei der jüngsten flüchtigen Begegnung vor der Abreise nach Baden versprochen.

Nachdem er einen Augenblick geschwankt hatte, gehorchte er dem natürlicheren Triebe und machte sich bereit, zu Fräulein Beerli zu gehen. Auf der Treppe begegnete ihm Anna Sieber.

Als er das Mädchen im grauen Licht des Treppenhauses vor sich erblickte, sah er mit Staunen auf ihre schlanke Gestalt und das ernste Antlitz. Sie schien ihm größer geworden. Anna aber redete ihn an, indem sie ihm gleichzeitig einen Brief reichte:

„Entschuldigen Sie, Herr Lienhart, meine Mutter vergaß diesen Brief für Sie. Er hatte sich in Vaters Börsenblatt eingeschoben und ist übersehen worden.“

„Noch ein Brief!“ Hans griff hastig danach. Auf den kalten, fremden Ton in Annas Stimme hatte er nicht geachtet. Und als er eine weibliche Hand auf dem Couvert erkannte, konnte er eine Gebärde freudiger Ueberraschung nicht unterdrücken.

Anna fühlte, wie ihr etwas den Atem zu rauben drohte, aber noch ehe sie an Hans vorbei schritt, sagte sie, den Brief mit einem geringschätzigen Blicke streifend:

„Die Magd ist ausgegangen. Deshalb schicke die Mutter mich. Entschuldigen Sie.“

Das Klang so scharf von ihren Lippen, daß Hans trotz seiner Zerstreuung darauf aufmerksam wurde und nun doppelt artig die Entschuldigung ablehnte. Und

plötzlich kam ihm ein fatalistischer Einfall, dergleichen er schon oft ausgeführt hatte. Er vertrat Anna den Weg und sagte:

„Fräulein Sieber, wollen Sie mir einen Rat geben?“

„Einen Rat, ich?“

Anna umfaßte das Treppengeländer und blieb stehen.

„Ich bitte Sie darum. Sie sollen mir sagen, ob ich reisen soll. Ich habe einen Brief, hier diesen, erhalten.“

Er nahm das Schreiben des Vaters aus der Brusttasche und reichte es ihr. Sie wies es zurück, aber ihre Stimme klang wärmer, als sie erwiderte:

„Wollen Sie nicht lieber mit dem Vater oder mit meiner Mutter darüber sprechen?“

Aber Hans legte den Brief mit sanftem Zwang in ihre Hand und entgegnete:

„Thun Sie es mir zu Liebe, ich bitte noch einmal darum.“

Und sie trat wirklich auf den Treppenabsatz unter den Lichtsacht und entfaltete den Brief. Als sie ihn gelesen hatte, war sie erblaßt. Sie faltete das Schreiben zusammen und indem sie es zurückgab, fragte sie leise, stockend:

„Und Berena ist Ihre Jugendfreundin?“

„Ja,“ erwiderte Hans.

„Sie haben ein Bild von ihr, wenn ich nicht irre.“

„Ein Bild? — Sie haben recht,“ bestätigte Lienhart zögernd.

„Und der Kranke ist ein alter Freund Ihrer Eltern? Ich glaube, Sie werden selbst schon entschieden haben.“

Langsam, wie nach Worten suchend sprach Anna, indem sie eine andere Frage, die sie vor allem beschäftigte, zu umgehen suchte.

„Ich bin auf dem Wege zu den Damen,“ versetzte Hans ausweichend.

Er wartete auf die endgültige Antwort, und dabei brannte ihm der verschlossene Brief in der Hand, den er soeben erst erhalten hatte.

„Der Herr Professor ist Ihnen wert, Ihr Vater wünscht die Reise oder scheint sie vielmehr für selbstverständlich zu halten, Fräulein Beerli ist wohl eine ältere Dame und Fräulein Berena Ihre Jugendgespielin und Ihnen lieb — ich an Ihrer Stelle würde reisen.“

Hastig begonnen, war der Satz mit Zögern zu Ende gediehen. Als Hans stehen blieb ohne ein Wort zu erwidern, fuhr Anna fort:

„Oder haben Sie anders entschieden?“

„Es ist nicht mehr alles, wie es war,“ entgegnete Hans, und als er das sagte, wußte er erst so recht zum ersten Male um die Wahrheit der Worte, die er sprach.

Beide schwiegen und standen stumm im Helldunkel der Treppe, bis Anna die Hand vom Geländer löste. Sie hatte sich bereits etliche Stufen von Hans entfernt,



da beugte sie sich noch einmal über das Geländer und sagte:

„Wenn Sie frei sind, müssen Sie erst recht gehen, Herr Dienhart.“

Und ehe er antworten konnte, verklangen ihre Schritte auf dem obern Flur.

Blasser, unruhiger Sonnenschein lag auf den Straßen, und Hans mußte das Papier mit der Hand beschatten, um den Brief lesen zu können, den ihm Fräulein Leny aus Baden geschrieben hatte. In wenigen Worten gab sie ihm ein Stellbuchein in Schlieren, einige Stationen vor Zürich. Von dort aus wollten sie nach dem an der Limmat gelegenen Kloster Fahr gehen, das ein be-

liebter Aus-

flugsort der Zürcher ist. Hans las die wild durcheinandergeworfenen Buchstaben

Korinnas mit Entzücken. Er hatte ihr in einem sorgfältig gesetzten Billet das Rendezvous in dem idyllischen Kloster-

wirtschaftshaus abgettelet, und die Zusage erhob sein Herz

mit stürmischer Freude.

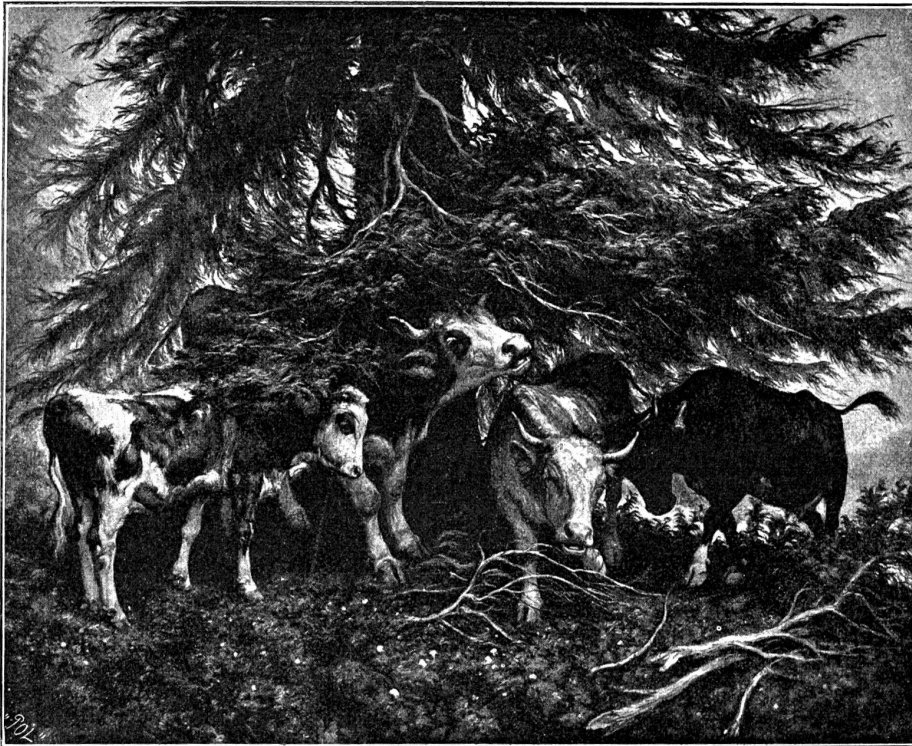
Schon hatte er den Hirschgraben erreicht und gieng im Schatten der Bäume. Da begann der innere Kampf von neuem. Auch das Stellbuchein drohte ihn an der Erfüllung seiner Pflicht zu hindern. Uebermorgen sollte die Begegnung in Fahr stattfinden und heute, jetzt befand er sich auf dem Wege zu Verena, sich ihr als Reisegefährten anzubieten!

Er gieng langsamer, aber immer stärker wurde das Gefühl, das ihn zu der Schauspielerin drängte und immer schwächer sein Widerstand. Und auch Annas Rat fiel ihm ein, auch ihn legte er sich zurecht. „Wenn Sie frei sind“ hatte sie gesagt. Aber er war ja nicht frei! Er fühlte es am Pochen seines Herzens, daß

diese Erwägung ihm günstigen Entscheid versprach, und nun beherrschte Korinna alle seine Gedanken. Mit fieberhaft schaffender Einbildungskraft malte er sich den köstlichen Tag im Limmatthal aus, während er dem Hause „zum Morgenstern“ näher und näher kam.

Er blieb einen Augenblick stehen, um sich zu sammeln, dann trat er ein. Ein eigentümliches Gefühl überkam ihn, gleich als träte er in ein Trauerhaus.

Jungfer Beerli öffnete die Thüre des Erkerzimmers, als Hans die Treppe hinauffstieg. Sie hatte gerötete Augen und winkte ihm, einzutreten. In der Erkerische stand Konrad Salzmann und begrüßte den Jüngling mit einem kurzen, freundlichen Worte.



Unter der Wettertanne. Gemälde von Rud. Koller (1895). Im Besitze des Künstlers.

Dienhart aber fühlte sich gewissermaßen verletzt durch Konrads Gegenwart, und so kam es, daß er nur um so mehr zurückhaltend war.

„Wissen Sie Näheres?“ fragte ihn das alte Fräulein, und er teilte ihr den Inhalt des Briefes mit, den ihm der Vater

geschrieben hatte.

„Verena weiß noch nichts,“ fuhr Jungfer Beerli dann fort, „sie ist in der Musikstunde. Das arme Kind!“

„Sie ist nicht verwaist, so lange sie hier ein Heim hat,“ sagte Konrad. „Aber der liebe alte Herr wird sich nach ihr sehnen, und wenn ich die Briefe der Familie Dienhart richtig verstehe, so ist keine Zeit zu verlieren.“

Hans hatte die Lippen aufeinandergepreßt. Jetzt trieb es ihn an, sich an Jungfer Beerli zu wenden. Er sagte:

„Verena ist leicht erregbar, und man wird ihr das Schlimmste verbergen müssen.“

„Gott, wenn ich's ihr nur schon gesagt hätte!“ klagte die Tante und dabei irrten ihre Augen von der Straße nach der Wanduhr und wieder zurück.

„Und wann wollen Sie reisen?“ fragte Konrad.

„Mit dem nächsten Zug, aber ich kenne die Gelegenheiten nicht, denn ich bin noch nie über Baden hinaus gekommen,“ erwiderte Jungfer Beerli.

Bei der Nennung der Badestadt hob Hans lebhaft den Kopf und die Farbe stieg in seine Wangen. Die alte Dame aber deutete die Gebärde falsch und fragte ihn:

„Nicht wahr, Sie haben das schon überdacht und wissen, wann wir fahren müssen? Ich fahre natürlich mit.“

Berwirth erwiderte Hans, daß er den Fahrplan noch nicht angesehen habe. Da fiel Konrad ein:

„Ich bin die Strecke schon oft gefahren. Für den Zug, der um 10 Uhr hier abgeht, ist es zu spät. Aber wenn Sie um 2 Uhr 35 hier wegfahren, so sind Sie kurz nach 6 Uhr in Colmar.“

Hans fühlte sich beschämt, sog aber aus der Scham Nahrung für seinen Widerstand, und als Jungfer Beerli Konrad dankte und ihn bat, Verena nach ihrer Heimkehr auf die Nachricht vorbereiten zu helfen, da sagte sich Rienhart, daß man auf ihn gar nicht zähle. An seine Begleitung schien man nicht zu denken. Und trotzig ließ er das Anerbieten unausgesprochen.

Es war still geworden unter ihnen. Konrad sah ernst auf den jüngern Freund. Nach einer Weile fragte er plötzlich:

„Und du, Hans, was gedenkst du zu thun?“

Die Frage erschien Hans als eine Bevormundung, und er erwiderte:

„Ich werde Verena bitten, über mich zu verfügen.“

Eine dunkle Röthe stieg langsam in Konrads Gesicht, aber er bezwang sich und sagte nur:

„Mach es nicht zu umständlich, Hans. Sie wird gewiß in ihrem Schmerz alles Gute dankbar annehmen, auch wenn es ihr ungeheißer geboten wird.“

Da erhob sich Hans und noch einmal schlug die Flamme der Eifersucht, die längst erloschen schien, hell auf, als er entgegnete:

„Das überlasse mir, ich kenne Verena besser als du.“

Konrad suchte einen Augenblick nach Worten, dann erwiderte er:

„Ich wollte dir keineswegs zu nahe treten, mein Junge, aber du wirst mir einen freundschaftlichen Rat schon gestatten müssen. Der einzige Brief, den mir Verenas Vater je geschrieben hat, ermächtigt mich dazu im Namen deines Vaters. Und ich glaube, daß ich der Weisung des guten Professors gerade heute und in dieser Sache mit Recht nachkommen darf.“

Eine heftige Entgegnung schwebte auf Rienharts

Lippen, aber Jungfer Beerli rief vorwurfsvoll in den Wortstreit:

„Aber, ich bitte Sie, warum denn so eifrig! Wir danken Ihnen beiden für Ihre Teilnahme, aber mehr können Sie ja gar nicht thun. Lassen Sie uns nur unser Bündel packen, wir werden schon noch Colmar finden und will's Gott zur rechten Zeit kommen.“

Und sie stand auf und reichte den jungen Leuten die Hände, Konrad die linke und Hans die rechte. Und zu Hans sagte sie noch, daß sie wahrscheinlich um zwei Uhr reisen würden. Rienhart nahm Abschied und verließ das Zimmer. Das Blut hämmerte in seinen Schläfen und er fühlte sich erregt, von einem feindseligen Grimme gegen Konrad erfüllt und in einem Zwiespalt mit sich selbst. Wie ein Ausgewiesener kam er sich vor, den man mit einem Bannspruche von der Schwelle scheuchte. Aber tief im Innersten frohlockte heimlich seine verzehrende Leidenschaft für Korinna, der er sich nun gern und ganz verfallen fühlte.

Raum hatte sich die Thüre hinter Hans geschlossen, so wandte sich Jungfer Beerli an Konrad und sagte:

„Aber, lieber Herr Salzmann, warum ereifern Sie sich denn! Sie sind doch sonst so ruhig. Wir werden jetzt unsere Ruhe doppelt nötig haben.“

Und während sie so sprach, strich und zupfte sie nervös hier und dort und war selbst von der qualvollsten Unruhe erfüllt. Wiederum hatten sich zwei Thränen in ihren Augen gesammelt und flüchteten nun scheu über die glatten, rötlichen Wanglein.

Konrad aber stand in heftigem Seelenkampfe in der Fensternische, und ein Sturm von Gefühlen jagte durch sein Herz. Aufgewühlt war, was in einem Monat sich langsam und allmählich zu Boden geschlagen hatte. Nur eines Anhauches hatte es bedurft, um einen Wirbel zu erzeugen, in dem alles zum Nicht rang.

„Mein Gott, was ist Ihnen?“ rief das Fräulein bestürzt und ergriff seine Hand.

Und da litt es ihn nicht mehr, er haßte nach ihrer Hand, faßte sie und hielt sie fest.

„Was mir ist, Jungfer Beerli? Ich will es Ihnen sagen. Ich weiß, es ist nicht die rechte Stunde dazu, aber vielleicht doch. Vielleicht mußte mich der Knabe reizen, damit ich rede, so lang ich es noch mit gutem Gewissen kann.“

Er hielt inne, um Atem zu schöpfen. Das Fräulein aber tastete nach dem Lehnstuhle und sagte:

„Ja, um Jesu Willen, was fehlt Ihnen denn?“

„Sehen Sie,“ fuhr Konrad fort, „es war ja ein Zufall, daß ich gerade bei Ihnen mich einmieten mußte, aber glauben Sie mir, Jungfer Beerli, ich hätte auch, wenn ich Gott weiß wo gewohnt hätte, den Weg zu Ihnen gefunden. Ich hatte das Mädchen nur einmal gesehen,

ein Bild bei dem Professor, sie selbst auf dem Walle. Und dann wuchs das so in mir langsam heran, bis plötzlich kein Raum mehr war für etwas anderes. Und seit einem Tage, seit jener Fahrt auf dem See und jenem Heimweg, seit ich Berena weinen sah, weiß ich, daß ich sie liebe. Und nun, Jungfer Beerli, hab' ich's Ihnen gesagt. Nun schicken Sie mich fort."

Er hatte ihre Hand losgelassen und war von ihr weggetreten. Sein Atem gieng schnell, und mit zitternden Fingern tastete er nach dem Herzen, an dessen stürmischen Schlag er nicht gewöhnt war.

In sich zusammengesunken saß das alte Fräulein in dem niedrigen Sessel und strich mechanisch über das Kleid. Aber die Thränen rollten jetzt unaufhörlich, immer zwei zugleich über ihre Wangen, und sie ließ sie rinnen, ohne ihrer zu gedenken. Nach einer Weile kam ein Seufzer von ihren Lippen. Sie richtete sich auf und sah zu dem jungen Mann hinüber. Dann sprach sie mit weicher Stimme:

"Ich weiß nicht, warum ich Sie jetzt schicken soll. Dazu wird es wohl zu spät sein. Sie werden jetzt eben mit Berena reden müssen."

"Jungfer Beerli!" rief er und da lag er auch schon vor ihr auf den Knien, wie vom Wetterschlag hingestürzt, und sie nahm seinen Kopf in beide Hände und sagte unter Thränen lächelnd:

"Fragen Sie nur getrost. Wir haben Sie ja immer gefallen, Sie lieber Mensch."

Und dann brach sie in haltloses Weinen aus und schluchzte:

"Wenn es nur noch wird, wenn er's nur noch erfährt! Er wird ja so viel ruhiger und seliger heimgehen!"

Sie hatte die Hände gefaltet und weinte leise vor sich hin. Konrad aber schlang die Arme um ihre schlanke Gestalt und sagte:

"Und dann, wenn Berena es mir erlaubt, dann darf ich mitfahren, dann muß ich ja mitfahren zu meinem lieben, alten Professor."

Auch ihm brannte das salzige Naß in den Augen und hastig richtete er sich auf, um der Schwäche des Augenblicks nicht zu erliegen.

Da trocknete sich die Jungfer das Antlitz und erwiderte:

"Gehen Sie jetzt, Konrad, Sie kennen ja ihren Schritt. Ich will Sie dann hier erwarten."

Konrad entfernte sich. In seinem Stübchen gieng er auf und ab und wartete auf Berenas Heimkehr. Jungfer Beerli hatte sich erhoben und mit schnell wieder zu Recht erstandener Geschäftigkeit Vorkkehrungen für die Reise getroffen. Nur einmal hatte sie in ihrem Thun innegehalten und unwillkürlich ihren Gedanken Ausdruck gebend laut ausgerufen:

"Mein Gott, mein Gott, was soll daraus werden!"

(Fortsetzung folgt).

## Wie der Heli Hochrütener vom Veteranentag nach Haus gekommen ist.

Ein Schlafstübenidyll von M. Tuchler, Herisau.

Mit Portrait.

Es ist 10 Uhr nachts. Das ganze Dorf liegt schon im Dunkel, denn alle ordentlichen Leute haben sich zur Ruhe begeben. Nur im „Bären“ und im „Träubel“, den beiden Wirtschaften des Ortes, ist noch Licht und hocken die Stammgäste in Weindunst und Tabaksqualm. Fernes Gelächter und Jubelschreie junger Burschen — sonst hört nichts die große Stille. Im letzten Häuschen des Dorfes glimmt noch ein Lichtlein zu ebener Erde; es huscht und verschwindet und zeigt sich dann wieder in den obern Fenstern — jetzt ist auch das ausgeblasen.

Fein abgetöntes Peitschengetöse und Räderrollen verkünden aus des Ferne ein rasch näherkommendes Fuhrwerk. Bald darauf biegt es in die Einfahrt beim „Bären“, mit Halloh begrüßt vom Wirt und einigen Gästen. Aber das Ausladen geht langsam von statten; denn die da aus dem Wägelchen steigen, sind alte Mannen mit weißen Haaren und runzligen, aber seelenbergnügten Gesichtern.

„Willkommen, ihr Veteranen!“

„Nun, wie ist's euch gegangen den ganzen Tag?“

„Zimmer noch grad auf? — Nein, was die auch aushalten können!“

„Dafür sind sie eben aus der guten, alten Zeit — stramm im Feld und stramm beim Glas — so wird man eben alt.“

Die so Bewillkommten, gestützt und gehoben von allen Seiten, bis sie sichern Grund und Boden unter den Füßen finden, lassen sich die Herzlichkeit lachend gefallen. Waren sie doch den ganzen Tag der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Ehrenbezeugung gewesen. Hatte nicht der Gemeinderat

von H. eine Abordnung zu ihrem Empfang geschickt und den Ehrenwein gestiftet? War nicht der ganze Ort ihretwegen beklagt und in Aufregung? Und hatte nicht ein Comité nobler Herren alle Kosten übernommen, so daß die Veteranen ungeforgt essen und trinken konnten, was sie freute? Und das alles für sie, die sonst zum alten Eisen gerechnet wurden, die man allenfalls noch für Großvater- und andere Hüterdienste verwendete und die, von der Jungmannschaft über die Achsel angesehen, für das öffentliche Leben gar nicht mehr in Betracht kamen. Und jetzt, da dies Leben im Begriff ist, gleichgültig über sie hinwegzusetzen, kommt so ein Erinnerungstag, der sie noch einmal als Hauptpersonen in den Vordergrund drängt! Wem das nicht ein bißchen zu Kopf steigt, der ist überhaupt kein normaler Mensch. — Unterdessen hat man die guten Alten glücklich bis zur Hausthüre gelooft unter gegenseitigen Fragen und glücklichem Lachen und Lallen. Nur Einer, mit schneeweißem Bart und Haar, mit unzähligen Fältchen, von denen jedes seine Geschichte hat, in den noch immer kindlich glücklichen Zügen, kehrt rasch entschlossen um, seinen Genossen noch ein heiteres „Adies“ zurufend. Sie bestürmen ihn umsonst zum Bleiben. „Es ist genug für mich,“ meint er. Und ganz vergnügt ob seiner Standhaftigkeit, geht er die bekannte Straße und freut sich nicht wenig, daß sein Gangwerk noch so gut in der Ordnung ist.

Wie er in den schmalen Weg durch die Baumgärten biegt, fällt vor seine Füße ein ausgereifter Apfel, den die Nacht gepflückt. Soll er ihn aufheben, wie er sonst immer zu thun pflegt? Nein, doch lieber nicht jetzt — morgen früh geht's besser.